

5 Zusammenfassung und Ausblick

h[eu]de ist mein brif gevieß beß[er] geschrieben den ich habe mir ser grosse mühe geben es ^{ist} mür aber auch scho[n] 2 Mahl Schli[m] gevorden und vähr der brif nicht an dich ich hâte lä[n]gest schön[n] auf gehört. (JWG145) Was Christiana Vulpius in diesem Brief vom 1. Oktober 1800 an Johann Wolfgang von Goethe schreibt, ist keine topische Demutsgeste gegenüber einem vermeintlich überlegenen männlichen Briefpartner. Vielmehr ist es Ausdruck eines ehrlichen und oft höchst anstrengenden Bemühens, in Phasen räumlicher Trennung mit dem geliebten Mann in stetem Kontakt zu bleiben. Für Christiana von Goethe steht nicht der große Geist ihres Mannes im Vordergrund, für sie ist er ihr Geliebter, ihr Ehemann und Vater ihres Sohnes. Mit ihm kommuniziert sie – so ungleich die Beziehung auf andere auch gewirkt haben mag – (meist) auf Augenhöhe. Erst durch ihre Liebesbeziehung zu Goethe und die damit verbundenen Erfordernisse wurde sie zu einer Briefschreiberin, die in das Licht historischer Aufmerksamkeit treten konnte.

Mit einem stärkeren Fokus auf Goethe bemerkt Kurt Eissler in seiner psychoanalytischen Studie, „daß beide Briefschreiber während dieser Jahre sich auf derselben Ebene verständigten.“ Er fährt fort:

Es ist vielleicht eines der am meisten beeindruckenden Zeichen von Goethes Humanität, daß in den Briefen jener Periode nicht ein Satz gefunden werden kann, der Gezwungenheit, Herablassung oder ein Bemühen verrät, das Niveau auf das ihre zu senken. Die Briefe fließen mit vollkommener Leichtigkeit, Herzlichkeit und Wärme, ohne eine Zeile, von der man vermuten könnte, daß sie Christiane Schwierigkeiten beim Verstehen oder beim Erfassen der vollen Bedeutung gemacht hätte. Das ist ein unglaubliches Kunststück, wenn man den Unterschied zwischen dem Niveau ihrer Bildung betrachtet.¹⁷⁸²

Hieran werden bereits die Gegensätze deutlich, zwischen denen sich Christiana von Goethe nicht nur als Briefschreiberin bewegte: Sie musste sich im Umkreis Goethes behaupten, ohne dass sie in vielerlei Hinsicht die nötigen Voraussetzungen dafür mitbrachte. Um sie als Briefschreiberin mit ihren schriftlichen Zeugnissen besser verorten und verstehen zu können, waren es die Lebensumstände ihrer Kindheit und Jugend, die zunächst ausführlich dargestellt und analysiert wurden. Hier wurden mithilfe der Bourdieu'schen Kapitalformen die Ambivalenzen herausgearbeitet, die diese frühe Lebensphase von Christiana Vulpius stark geprägt haben müssen.

Die Familie war zwar vor allem väterlicherseits in einem akademisch-gebildeten Milieu verwurzelt und mütterlicherseits durch das Handwerk zu einem nicht uner-

¹⁷⁸² Eissler: Goethe, Bd. 2, S. 1422 (dort auch das vorhergehende Zitat).

heblichen Vermögen gekommen. Doch in beiden Linien kam es bereits in der Großelterngeneration zu ökonomischen Schwierigkeiten. Dies hatte zur Folge, dass dem Vater Johann Friedrich Vulpius ein Studienabschluss versagt blieb und er in der Folge nur gering besoldete Verwaltungsämter bekleiden konnte. Dennoch ermöglichte er seinem ältesten Sohn Christian August eine gymnasiale Ausbildung. Dieser hatte das Gymnasium nicht nur, wie für die Aufnahme eines Studiums erforderlich, zwei Jahre besucht, sondern wurde sieben Jahre lang als Schüler des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums geführt.¹⁷⁸³ Das anschließende Studium wurde über ein herzogliches Stipendium finanziert.

Trotz der finanziell prekären Lage wurde an der Bildungstradition der Familie festgehalten. So lernten auch die beiden überlebenden Töchter, Christiana und Ernestine Vulpius, wohl im familiären Umfeld Lesen und Schreiben und wurden – wie aus den brieflichen Zeugnissen geschlossen werden kann – gut auf ihre für die damalige Zeit primären Aufgaben im häuslich-familiären Bereich vorbereitet. Eine darüber hinausgehende schönggeistige Bildung wurde ihnen allein schon aufgrund der äußerst begrenzten finanziellen Mittel nicht zuteil und wäre bei einer Familie, die sich in ihrer Existenz mehrfach bedroht sah, wohl auch kaum zu erwarten.

Johann Friedrich Vulpius verstand es, gemeinsam mit seinen beiden Ehefrauen trotz der beschränkten Lebensverhältnisse im Rahmen der Möglichkeiten ‚soziales Kapital‘ in Form eines über den Familienkreis hinausgehenden Unterstützernetzwerks aufzubauen. Davon zeugen die Taufpaten der zehn Kinder. Unter diesen befanden sich nicht nur niedere und mittlere Hof- und Verwaltungsbeamte, sondern auch der Arzt Christian Gottlieb Hufeland, der Schriftsteller und damalige Geheime Sekretär des Herzogs, Friedrich Justin Bertuch, die Ehefrau des Arztes Buchholz und Besitzerin der Hofapotheke, Johanna Maria Buchholz, sowie der Oberkonsistorialrat Johann Sebastian Gottschalg. Vulpius machte ebenfalls von seinem Privileg Gebrauch, seine Kinder ausnahmslos in der Hofkirche taufen zu lassen. Eine Taufe innerhalb der Hofgemeinde ging mit der Aufnahme in einen fest definierten Kreis einher, der von anderen Gemeinden in seiner Exklusivität wahrgenommen wurde. Die Zugehörigkeit zur Hofgemeinde kann somit als soziales Distinktionsmittel gesehen werden,¹⁷⁸⁴ dessen sich die Familie Vulpius bewusst war.

Die Familie war um die Aufrechterhaltung ihrer sozialen Stellung bemüht, was sich nicht nur in ihrer eigenen familiären Tradition und den Patenschaften zeigt. Vielmehr war sie auch über das sozialräumliche Umfeld fest in der Mittelschicht

¹⁷⁸³ Vgl. für die Schülerlisten: LATH – HStA Weimar, Bestand: Höhere Schulen in Weimar, Nr. 60, Bl. 327v.

¹⁷⁸⁴ Vgl. Hunstock: Weimarer Hofgemeinde, S. 102–108.

oder – wie es Andreas Meier in Anlehnung an Schmidt ausdrückt – im „gebildeten Mittelstand“¹⁷⁸⁵ verankert. Gleichwohl standen in der Fremdwahrnehmung nicht die respektable soziale Einbindung der Familie und die damit einhergehende Reputation im Vordergrund; viel deutlicher wurden die ärmlichen Lebensumstände wahrgenommen, die durch den Verlust der Kopistenstelle des Vaters dramatische Ausmaße angenommen hatten. Hierdurch sah sich die Familie nicht nur ihrer Existenzgrundlage beraubt. Damit ging auch ihr ‚symbolisches Kapital‘ als Summe der anderen Kapitalformen verloren. Die wohl nicht in jeder Hinsicht tadellose Lebensführung des Vaters, der Gerüchten zufolge der Trunksucht verfallen gewesen sein soll,¹⁷⁸⁶ kam erschwerend hinzu. Es ist nicht anders vorstellbar, als dass diese prekären Lebensumstände die Kindheit und Jugend von Christiana Vulpius maßgeblich geprägt haben werden. Schließlich sah sie sich als junge Frau gezwungen, einer bezahlten Arbeit als Putzmacherin in der Bertuch’schen Blumenfabrik nachzugehen, um die Familie finanziell zu unterstützen.

Christiana von Goethe gehört bereits von ihren familiären Voraussetzungen her nicht zu den vornehmlich bürgerlichen und teilweise auch adeligen Kreisen, die die Briefkultur um 1800 prägten und beförderten. Wie nicht nur aus der chirographischen Gestaltung und der Materialität ihrer Briefe, sondern auch aus metasprachlichen Äußerungen in ihren Selbstzeugnissen hervorgeht, dominierten bei ihr pragmatische Schreibanlässe, die mit keiner offensichtlichen Neigung oder Leidenschaft zum Briefschreiben einhergingen. Vorherrschend ist bei ihr, wie bei den meisten weniger schreibroutinierten Personen, die Notwendigkeit des schriftlichen Austausches in Trennungszeiten. In der späteren Wahrnehmung ihrer Briefe führte dies zu einer gewissen Sonderstellung, weil sich Christiana von Goethe an der ausgeprägten Briefkultur des Goethe-Umfeldes messen lassen musste, ohne dieser anzugehören.

Im Gegensatz zu vielen bekannten schreibfreudigen Frauen der Zeit um 1800 äußerte sie ihre Abneigung gegen die *eigenhändige* Niederschrift der Briefe offen, und zwar nicht zuletzt in ihren Briefen an Johann Wolfgang von Goethe und an ihren gemeinsamen Sohn. In Briefen an diesen engsten Familienkreis sind kaum topische Züge hinter diesen Aussagen zu vermuten wie beispielsweise bei der vermeintlich „tintenscheuen“,¹⁷⁸⁷ aber tatsächlich vielschreibenden Catharina Elisabeth Goethe.

Für Christiana von Goethe stellte sowohl die mechanische Seite des Briefschreibens eine Herausforderung dar, worauf chirographische Besonderheiten

¹⁷⁸⁵ Meier: Die triviale Klassik, S. XVI.

¹⁷⁸⁶ Vgl. Vulpius: Christiane, S. 14.

¹⁷⁸⁷ Die Briefe der Frau Rath Goethe, Bd. 2, S. 158 (im Original „Tintenscheu“ mit Majuskel).

hindeuten, als auch die orthographische Ebene, weil sie die (noch nicht kodifizierten) Normen und Konventionen der Zeit nicht erlernt hatte. Schon der Herausgeber des Ehebriefwechsels Hans Gerhard Gräf kam zu der Einschätzung, dass Christiana von Goethe nicht „das Was“ in ihren Briefen Schwierigkeiten bereitete: „stets weiß sie genau, was sie mitteilen will, aber das Hantieren mit Feder, Tinte und Papier, das ist ein saures Stück Arbeit für sie.“¹⁷⁸⁸ Nach der Eheschließung 1806 und vor allem mit der Beschäftigung Caroline Ulrichs als ihre Gesellschafterin, die Ende November 1809 mit in das Haus am Frauenplan eingezogen war, konnte sie den ihr unliebsamen und mühevollen mechanischen Schreibvorgang delegieren. Von dieser Möglichkeit, nach Goethes Vorbild meist verbunden mit einem Diktat, machte Christiana von Goethe fortan bis auf wenige Ausnahmen Gebrauch. Diese Lösung ihres „Schreibproblems“ führte dazu, dass nach einer großen Überlieferungslücke in der Ehekorespondenz (1804 und 1809) ab 1810 nur noch vereinzelt eigenhändige Briefe erhalten sind.

Von nicht unerheblicher Relevanz für den Schreibprozess waren die mit häuslichen Aufgaben und Beschäftigungen ausgefüllten Tage Christiana von Goethes als Vorsteherin des großen Goethe'schen Anwesens am Frauenplan: Gärten waren zu bewirtschaften, darüber hinaus mehrere Krautländer zu bestellen, Nutztiere wie Schweine, Hühner und später auch temporär Pferde für die eigene Kutsche waren zu versorgen. Bei vielen Verrichtungen wie dem Wäschewaschen, dem Reinemachen, dem Einkochen von Wintervorräten, der Herstellung von Garn und dem Nähen von Kleidung übernahm sie nicht nur die Organisation und Aufsicht, sondern arbeitete selbst tüchtig mit. Vor allem in den Jahren vor der Eheschließung musste die Korrespondenz, die während Goethes Arbeitsphasen in Jena besonders rege, meist täglich geführt worden ist, in die häuslichen Arbeiten integriert werden.

Diese Gegebenheiten ließen Christiana von Goethe wie vielen anderen Frauen häufig kaum Zeit und Raum, um ausführliche Mitteilungen zu verfassen. Entschuldigungen wegen verzögerter Antwortbriefe finden sich nicht selten in der Korrespondenz mit dem befreundeten Nicolaus Meyer. Gegenüber Goethe war hingegen oftmals eine unverzügliche Reaktion erforderlich. Besonders wenn Goethe Arbeitsmaterialien, warme Kleidungsstücke, Verpflegung und dergleichen in Jena benötigte, musste umgehend gehandelt und geantwortet werden. Je nach Dringlichkeit hieß dies am nächsten Tag oder gelegentlich auch sofort, um dem rückkehrenden Boten oder der Botenfrau alles Nötige und Geforderte mitgeben zu können. In solchen Fällen antwortete Christiana von Goethe nur mit kurzen Billets. In diesen konnten Gattungsspezifika wie die Angabe von Ort und Datum oder die Anrede

1788 Gräf: Einführung, S. XXVII.

schon aufgrund der charakteristischen Knappheit außer Acht gelassen werden, ohne dass dies vom Empfänger als Manko oder gar Affront empfunden worden wäre.

Viele der geschilderten Bedingungen, die in ähnlicher Form auch für andere Frauen des Bürgertums galten, wirkten sich unmittelbar auf die Briefform aus. Christiana von Goethe verfügte wie viele ihrer Zeitgenossinnen nicht über die zeitlichen Spielräume, um erst ein Briefkonzept anzufertigen, das anschließend noch einmal in Schönschrift abgeschrieben wurde. Ob sie dem Medium Brief so viel Bedeutung beimaß, dass sie dies unter anderen Umständen getan hätte, entzieht sich unserer Kenntnis. Allerdings besaß sie hinsichtlich der räumlichen Gegebenheiten und des Mobiliars ein Privileg: Im Gegensatz zu vielen anderen Frauen aus den mittleren und unteren Gesellschaftsschichten verfügte sie über ein eigenes Schreibpult und eigene Räumlichkeiten, in denen sie zuweilen sicher auch ungestört schreiben konnte.

Die Rahmenbedingungen Christiana von Goethes als Briefschreiberin lassen sich im Wesentlichen auf drei Punkte bringen: 1. eine fehlende umfassende Schreibbildung in der Kindheit und Jugend, 2. begrenzte Zeitressourcen, die ihr für Briefkorrespondenzen aufgrund der Führung eines großen Hauswesens zur Verfügung standen und 3. ein pragmatisches Verständnis des Mediums Brief, auf das in Zeiten räumlicher Trennung als notwendiges Kommunikationsmittel zurückgegriffen wurde. Christiana von Goethe schrieb ihre Briefe also nicht um des Schreibens willen, sondern um die kommunikative und soziale Interaktion mit Johann Wolfgang von Goethe, anderen Familienmitgliedern und engen Vertrauten über räumliche Distanzen hinweg aufrechtzuerhalten.

Die eben genannten Faktoren wirkten sich auf den Schreibprozess und damit auch auf das Schreibresultat, ihre Briefe selbst, aus. Diese Briefe Christiana von Goethes wurden im vierten Kapitel der vorliegenden Arbeit einer empirischen Untersuchung unterzogen. Ziel der Analyse war es, ein breites Spektrum der sprachlichen Ebenen zu untersuchen, deren wichtigste Ergebnisse hier zusammengefasst werden. Besonders im orthographischen Bereich ist eine sprechsprachlich-dialektale Tendenz zu erkennen, wie im Briefkorpus u. a. die Umsetzung der mitteldeutschen Konsonantenschwächung oder der Spirantisierung von [g] vornehmlich im Auslaut zeigt. Darüber hinaus sind dialektale Interferenzen bei einer Schreiberin, die nicht über Fremdsprachenkenntnisse verfügte, erwartungsgemäß bei der Schreibung von Fremdwörtern überdurchschnittlich häufig zu finden. Gerade in diesem Bereich ist vielfach eine Dialektgraphie zu konstatieren.

Von dieser sprechsprachlich-dialektal begründeten Varianz zu unterscheiden sind zum einen Phänomene, die ihre Ursache auf graphematischer Ebene oder im Bereich der Phonem-Graphem-Korrespondenz haben. Hierzu gehören die Verein-

fachung von komplexen Konsonantenclustern wie <-nds>, <-tst>, <-ntl> und <-ngst> oder komplexen Graphemen wie <sch> ebenso wie die Varianz bei der Schreibung wenig frequenter Grapheme wie <qu> oder <x>. Zum anderen wurde die Variation von Allographen wie die Endung *-ieren/-iren* oder *ey-* vs. *ei-*Schreibung untersucht, die von der einschlägigen Forschungsliteratur noch bis in das 19. Jahrhundert hinein als Schwankungsfälle identifiziert worden sind. Eine Varianz in diesem Bereich geht demnach nicht auf regionalsprachliche oder dialektale Einflüsse zurück.¹⁷⁸⁹

Für ein umfassendes Bild der sprachlichen Charakteristika Christiana von Goethes sind nicht nur die erwähnten Interferenzen aus der mündlichen Sprache von Bedeutung. Zugleich war eine Analyse des umgekehrten Falles geboten: Es gibt dialektale und regionalsprachliche Spezifika, deren Umsetzung man im Briefkorpus erwarten würde, die aber in den Zeugnissen nicht oder nur selten auftreten. Das betrifft beispielsweise die Monophthongierung von Diphthongen, die nur in Einzelfällen zu verzeichnen ist. Darüber hinaus kommen die im ilmhthüringischen Dialekt vorherrschenden Entrundungen von Vokalen in den Briefen kaum vor. Gelegentlich ist das umgekehrte Phänomen belegt, d. h. Fälle von *ö-* statt *e-* oder *ü-* statt *i-*Schreibungen, die als hyperkorrekte Schreibweisen mit einer Orientierung an der prestigeträchtigeren Form gedeutet werden können. Auf syntaktischer Ebene erfolgte die dialektal erwartbare Polynegation in nur fünf Fällen und stellt damit ein marginales Phänomen dar. Ebenso wenig präsent sind Kasusschwankungen nach der Präposition *wegen*, die in den eindeutig bestimmbaren Fällen überwiegend mit Genitivrektion auftritt. Am damaligen überregionalen Sprachgebrauch und damit an den distanzsprachlicheren Varianten (und nicht am Dialekt oder der Regionalsprache) orientierte sich Christiana von Goethe ebenso hinsichtlich der Verwendung von *als*, *wie* oder *als wie* in Vergleichskonstruktionen.

Die Untersuchungsergebnisse zeigen, dass eine sprechsprachlich-dialektale Färbung der Briefsprache Christiana von Goethes vorliegt, diese aber in bestimmten Bereichen wie der Fremdwortschreibung stärker auftritt als in anderen, die deutlicher an der angestrebten schriftsprachlichen Norm der Zeit orientiert sind. Es handelt sich grosso modo um eine dialektale Umgangssprache zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, die von zusätzlicher Varianz geprägt ist.

Diese Befunde lassen jedoch nicht den Schluss zu, dass Christiana von Goethe keine kompetente Briefschreiberin gewesen wäre. Ihr stand nicht nur stets genau vor Augen, welche Informationen sie ihren Briefpartnern wie mitteilen wollte, sie wusste selbstverständlich auch um die Existenz schriftsprachlicher Normen und Konventionen. Obwohl sie nicht über ein hinreichendes orthographisches Regel-

1789 Vgl. auch Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 426.

wissen verfügte, um zu einer systematischen Anwendung zu gelangen, setzte sie keineswegs einfach „ihr breites Weimarisch in Zeichen um“,¹⁷⁹⁰ wie Effi Biedrzyński behauptete.

So zeigt sich ein Sprachbewusstsein der Schreiberin u. a. in den nicht selten vorkommenden Hyperkorrekturen. Diese gelten zwar zunächst primär als Anzeichen für „Kompetenzgrenzen“ von Schreibenden, weil diese die angestrebte Varietät oder das gewünschte Register nicht bedienen können.¹⁷⁹¹ Sie deuten aber auch auf ein Streben nach der Orientierung an schriftsprachlichen bzw. distanzsprachlicheren Konventionen und damit auf einen reflektierten und bewussten Umgang mit Sprache hin. Hier wird der Hypothese von Anja Voeste gefolgt, die Hyperkorrekturen nicht nur defizitorientiert betrachtet, sondern als Indizien für ein vorhandenes Sprachbewusstsein wertet.¹⁷⁹² Hierauf deutet auch der thematische Aufbau der Briefe Christiana von Goethes hin, welcher besonders in den Briefen an Goethe auf den ersten Blick zwar recht assoziativ und unverbunden wirkt. Betrachtet man die Briefe jedoch aus beziehungssprachlicher Perspektive, wird deutlich, dass häufig nicht die angesprochenen Themenbereiche den Textaufbau bestimmen, sondern das Zusammenspiel von phatischer, emotiver und konativer Funktion textstrukturierend wirkt.

Die Frage nach möglichen Entwicklungstendenzen in der schriftsprachlichen Kompetenz Christiana von Goethes kann aufgrund der zeitlich begrenzten Streuung der überlieferten Quellen (80 Prozent der Briefe wurden zwischen 1793 und 1803 geschrieben) nicht hinreichend beantwortet werden. Am auffälligsten ist sicherlich eine zunehmende thematische Vielfalt in ihren Briefen im Laufe der Zeit, die vor allem durch eine stärkere Emanzipation von ihrem primären Wirkungsort und Aufgabenfeld, dem Haus und der Organisation des Hauswesens, bedingt ist. Den Haushalt führte sie bis an ihr Lebensende weiterhin zuverlässig. Darüber hinaus erweiterte sie aber auch ihre eigenen Interessensphären, begab sich mehr in Gesellschaft, besuchte häufig Theater- und Tanzveranstaltungen und unternahm vermehrt Reisen (insbesondere zum Sommertheater nach Lauchstädt). Ein Indikator für dieses breitere Themenspektrum ist nicht zuletzt der vielgestaltige Fremdwortgebrauch in den Briefen.

Abschließend sei ein letzter pragmatischer Aspekt der Untersuchung, die Beziehungssprache im Ehebriefwechsel, aufgegriffen. Hieran sollten sowohl das Potential für weitere Forschungen als auch die damit verbundenen Herausforderungen aufgezeigt werden. Die Untersuchung nahm neben der Beziehungslexik (oder Ehe-

¹⁷⁹⁰ Biedrzyński: Goethes Weimar, S. 125.

¹⁷⁹¹ Vgl. Kehrein/Fischer: Nähe, Distanz und Regionalsprachlichkeit, S. 235.

¹⁷⁹² Vgl. Voeste: A mensa et thoro, S. 256.

sprache) und sprachlichen Bewältigungsstrategien emotional belastender Situationen schwerpunktmäßig die Anredeformen in den Briefen in den Blick. Letztere eignen sich aufgrund ihrer phatischen und identifikatorischen Funktion besonders, um interpersonelle Beziehungen sprachlich genauer zu analysieren.

Es konnte gezeigt werden, dass beide Briefpartner Anredeformen, genauer Anredenomina, bevorzugten, die aus dem klassischen Repertoire der Paarsprache stammen wie „Lieber, Liebster“ und „Liebe, Liebste“. Zuweilen finden sich in den Briefen von Christiana Vulpius – nicht jedoch in denen ihres Partners – komplexe Kosephraseologismen wie „Lieber, allerbester, einziggeliebter Schatz“ sowie „mein allerbester, superber, geliebter Schatz“. Diese kommen selten vor und stehen in engem Zusammenhang zu einer krisenhaften Zeit der Beziehung, in der sich die Frau offensichtlich schriftsprachlich auf diese Weise darum bemühte, die Liebe und Zuneigung ihres Partners zurückzugewinnen. Die Analyse von Anredeformen vermochte es also, beziehungsgeschichtliche Einschnitte wie im Jahr 1798 sichtbar zu machen. Dass zumindest von Goethes Seite zu dieser Zeit eine gewisse Distanzierung eingetreten war, wird durch andere Ereignisse wie den Kauf des Landgutes in Oberroßla, welches auch als Rückzugsort für Christiana Vulpius vorgesehen war, gestützt. Im Folgejahr kam es zu einer Wiederannäherung der beiden und einer Konsolidierung der Beziehung.

Ferner ist die Anredeform „Lieber Geheimrat“ hervorzuheben, mit der Christiana von Goethe ihren Ehemann ab 1810 meist in ihren Briefen ansprach. Diese innerhalb einer Paarbeziehung überraschend distanzsprachliche Anrede ist vor der Eheschließung nicht zu verzeichnen. Die Erklärung hierfür liegt weder primär in einer asymmetrischen Kommunikationssituation, die sich in einer distanzierten Anrede manifestieren könnte, noch in einer womöglich abgekühlten Beziehung der beiden. Vielmehr ist diese Anrede den nach der Heirat veränderten Schreibbedingungen geschuldet: Christiana von Goethe pflegte ihre Briefe fortan zu diktieren und griff nur noch selten selbst zu Feder. Mithin scheint es sich hier um Konzilianz und Zurückhaltung gegenüber der Schreiberin gehandelt zu haben, da das Diktat zu einer öffentlicheren Kommunikations- und Schreibsituation führte.

Ähnliche Auffälligkeiten gibt es auch im Bereich der pronominalen Anrede in den eigenhändigen Briefen von Christiana Vulpius, die Goethe zwischen 1795 und 1803 in Ausnahmefällen mit der distanzsprachlichen 3. P. Pl. adressierte. In zwei Briefen scheinen Botschaften auf der Beziehungsebene eine wichtige Rolle zu spielen, die auch eine bewusste kommunikative Distanzierungsstrategie der Briefschreiberin nicht ausschließen. In anderen Fällen könnten die nicht reziprok verwendeten Anredeformen Reflexe der asymmetrischen Beziehung des lange Zeit unverheirateten Paares widerspiegeln. Diese besondere Lage erforderte stärker als bei anderen Ehepaaren einen sensiblen und situativ variablen Umgang mit

Anredeformen; hier könnten sich sprachliche Konventionen oder Umgangsformen aus dem mündlichen Sprachgebrauch in der Briefsprache niedergeschlagen haben. Eine Verschiebung vom distanzsprachlichen *Sie* zum nächsprachlichen *du* im Verlauf der Beziehung kann nicht bestätigt werden, da die Distanzformen vereinzelt in unterschiedlichen Jahren auftreten.

Das Potential einer solchen beziehungssprachlichen Perspektive auf die Briefe Christiana und Johann Wolfgang von Goethes konnte in der vorliegenden Arbeit exemplarisch aufgezeigt werden und bietet darüber hinaus Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen. Diese sind mit Herausforderungen verbunden, die abschließend umrissen werden sollen.

Der retrospektive Blick auf die Quellen und der immer größer werdende historische Abstand, je weiter man in die Vergangenheit zurückblickt, liegen in der Natur der Dinge. Umso wichtiger ist eine Kontextualisierung, die die jeweiligen historischen Gegebenheiten und Voraussetzungen einbezieht. In diesem Sinne sind auch Angelika Linkes Forderungen für die Perspektiven einer Kommunikationsgeschichte zu verstehen, wenn sie sagt, dass der zentrale Untersuchungsgegenstand die kommunikativen Muster und Strukturen seien, „welche für bestimmte historische Kommunikationsgemeinschaften charakteristisch bzw. konstitutiv sind.“ Dies steht in engem Zusammenhang zu „der Frage nach den für eine historische Kommunikationsgemeinschaft sozial möglichen bzw. kulturell typischen Beziehungsstrukturen.“¹⁷⁹³

In ähnlicher Weise unterstreicht Anja Lobenstein-Reichmann eine grundlegende Komponente, die neben der Reziprozität einer jeden Beziehung inhärent ist und die oben bereits erwähnt wurde: die Geschichtlichkeit.¹⁷⁹⁴ Diese umfasst nicht nur die eben erwähnten übergeordneten sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhänge (oder bei Lobenstein-Reichmann die „transpersonelle Geschichte“), sondern auch das persönliche Verhältnis, sprich die Verbindung oder Beziehung zweier Menschen auf persönlicher Ebene. Pointiert heißt es bei Lobenstein-Reichmann: „Beziehung ist Geschichte“.¹⁷⁹⁵ Damit wird deutlich, dass Geschichte einer jeden interpersonellen Beziehung innewohnt und eine solche Beziehung nicht ohne deren Geschichte, die auf gemeinsamen Erfahrungen basiert, zu denken ist.

Aus der „prozesshafte[n] Verbindung zweier Menschen“, die auf „zusammenhängenden Kommunikations-, Wahrnehmungs-, Erinnerungs-, Emotions- und Bedürfniserfahrungen von Beteiligten beruht“, entspringen gegenseitige Er-

¹⁷⁹³ Beide Zitate bei Linke: Kommunikationsgeschichte, S. 39.

¹⁷⁹⁴ Vgl. Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 389.

¹⁷⁹⁵ Ebd.

wartungshaltungen. Aus der Prozesshaftigkeit resultieren ferner auch Wechselwirkungen zwischen der Vergangenheit – der Beziehungsgeschichte, dem aktuellen Beziehungsgeschehen – der Beziehungsgegenwart sowie zukünftigen Entwicklungen im Sinne einer „antizipierte[n] Beziehungszukunft“. Bezogen auf sprachliche Prozesse bedeutet das, dass „die interpersonelle Beziehung das Produkt vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sprechens, eingebettet in transpersonelle Vernetzungen“ ist.¹⁷⁹⁶ Angesichts dieser Komplexität wird deutlich, dass ein Einblick in die Sprache einer interpersonellen Beziehung – und zwar auf der intimsten Stufe einer Paarbeziehung – sowie in die dahinterliegenden Strukturen aus einer entsprechend großen historischen Distanz nur in Ansätzen möglich ist und Deutungen entsprechend vorsichtig zu formulieren sind. Gerade die Wirkung des Gesagten oder Geschriebenen ist normalerweise nicht oder nur schwer zu rekonstruieren: „Perlokutive Effekte bleiben schon im Hier und Jetzt in der Regel verschlossen, erst recht in der Geschichte.“¹⁷⁹⁷ Erschwerend hinzu kommt das Fehlen paralinguistischer Informationen, die das Medium Brief unweigerlich mit sich bringt; anders als bei Materialien, die zur Gesprächsanalyse herangezogen werden, enthalten Briefe – wie generell fast alle schriftlichen Zeugnisse – diese Informationen nicht.

Die bereits angedeutete Komplexität des Beziehungssystems einhergehend mit der Verwendung eines Privatcodes, den Leisi als charakteristisch für Paarbeziehungen annimmt und der keineswegs über die Beziehungsdauer hinweg konstant bleibt oder bleiben muss,¹⁷⁹⁸ erschwert forschungsseitig die Segmentierung in einzelne Indikatoren, die die Beziehung als Ganzes kennzeichnen.¹⁷⁹⁹ Gleichwohl ist eine Fokussierung auf Einzelaspekte zunächst unumgänglich, um in einem späteren Forschungsstadium zu einem höheren Systematisierungsgrad sowie einer komplexeren Betrachtungsweise zu gelangen. Dabei sind selbstverständlich Interdependenzen zwischen unterschiedlichen Faktoren zu beachten.

1796 Vgl. ebd., S. 389 f. (dort auch alle vorausgehenden Zitate).

1797 Lobenstein-Reichmann: *Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen*, S. 388. – Auf eine ähnliche Problematik weist Kilian hinsichtlich der historischen Dialogforschung hin, da „ein Dialogforscher aus dem 21. Jahrhundert schwerlich die Innenperspektive eines Gesprächsbeteiligten aus dem 8. bis 19. Jahrhundert einnehmen kann – unter anderem deshalb, weil er die sprachkulturellen und sprachpragmatischen Handlungsmittel und -formen, die für die Einnahme der Innenperspektive notwendig sind, ja erst rekonstruieren will.“ (Kilian: *Dialogforschung*, S. 59) Dieser Widerspruch ist aufzulösen, indem das hermeneutische Vorgehen bestehend aus verstehender Analyse und Synthese angewandt wird (vgl. ebd.).

1798 Vgl. Leisi: *Paar und Sprache*, passim.

1799 Vgl. hierzu die auf Sager basierende Diskussion um „Objekt- und Konzeptindikatoren“ in Vorderwülbecke: *Beschreibung interpersonalen Beziehungen*, S. 304 f.

Es hat sich gezeigt, dass der zunächst offensichtlich wirkende Zusammenhang zwischen der reziproken oder umgekehrt nicht-reziproken Verwendung von Anredeformen nicht ausschließlich als Ausdruck von sozialen Strukturen und Machtverhältnissen gedeutet werden kann. Im Einzelfall, wie auch im Briefwechsel der Goethes, haben wir es häufig mit sich überlagernden Komponenten zu tun: So ist fraglich, inwieweit der nicht zu leugnende soziale Unterschied nach Jahren der Partnerschaft in der alltäglichen Paarbeziehung überhaupt zum Tragen kam. Wie lassen sich davon beispielsweise Gender-Effekte oder der Faktor eines großen Altersunterschiedes oder aber beziehungssprachliche Elemente isolieren? Nicht selten wird man auf ein Konglomerat von Faktoren und Aspekten treffen, die in ihren Wechselwirkungen zueinander ins Verhältnis zu setzen sind.

Zudem gewähren uns die überlieferten Quellen immer nur einen Einblick in einen Bruchteil der intrapersonellen oder der Paarkommunikation. Selbst bei dem in der Praxis kaum vorhandenen Idealfall einer lückenlosen Überlieferung aller schriftlichen Zeugnisse, die ein Paar im Laufe seiner Beziehung austauschte, fehlt immer noch die mündliche Kommunikation, die den überwiegenden Teil ausmacht. Beziehungen sind schließlich nicht nur das Resultat einer Serie von wechselseitig ausgetauschten Texten, vielmehr sind sie „das Produkt schriftlich wie mündlich verlaufender kommunikativer Handlungen zwischen zwei oder mehreren Personen über einen gewissen Zeitraum hinweg“.¹⁸⁰⁰

Die aufgeführten Herausforderungen sind keineswegs als Einwand gegen den Ansatz einer Sprachgeschichte als Beziehungs- oder im weiteren Sinne einer Kommunikationsgeschichte zu verstehen. Vielmehr liegt genau darin der Reiz dieses Ansatzes, der künftig in weiteren Studien voranzutreiben wäre, um sukzessive ein umfassendes und zugleich handhabbares Instrumentarium für die Untersuchung des Zusammenhangs von Sprache und Beziehung zu entwickeln. Der Briefwechsel zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe bietet hierfür eine lohnende Grundlage.

1800 Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 389.